

haben's nicht mal ganz modern gemacht. So altmodisch, ein Luftballon! Konnten sie nicht ein Luftschiff oder einen Aeroplan dazu nehmen?"

„Well, Mister Bell, ich finde solche Trauung gerade sensationell genug!“

„Pshaw, weil ihr Saurkrauts da drüben nichts Besseres gewohnt seid!“ sagte Mister Bell unendlich mittelbzig.

Lu lachte lustig auf.

Ein anderes Auto sauste heran. Darin saß ein alter Herr mit noch ein paar anderen.

„Gee, jetzt kommt der alte Senator! Too late, old man!“

Mister Bell freute sich kindlich über die glückliche Escapade des jungen Paares. Der alte Senator hatte sich im Wagen ausgerichtet und schüttelte wütend die Fäuste gegen den immer kleiner werdenden Ballon.

„Look how he's raving! No use, old man!“

Mister Bell schlug sich vor Freude aufs Knie.

„Ist doch ein tolles Ding, die kleine Gracie Brown; aber das Ganze sieht ihr ähnlich!“

„Wie kommt sie bloß zu so etwas?“

„Well, das wußte ja ganz San Antonio, daß sie mit dem jungen Ascott ging. Aber ihr Daddy wollte ihr nicht erlauben, ihn zu heiraten, weil er mit dem alten Ascott verfeindet ist, the old fool! Da ist das kleine Ding natürlich ausgerückt, und weil sie als American-Girl ein bißchen excitement haben wollte, da hat sie sich hier auf der Fair im Ballon trauen lassen. — Hat sie wenigstens die ganze Bevölkerung als Trauzeugen!“

Lu schüttelte den Kopf. Das war einmal wieder echt amerikanisch. Was man wohl in Potsdam zu so etwas sagen würde? —

Die Rennen waren zu Ende. Es war auch Zeit, daß sie Mistreß McDowell wieder ablöste.

Eine Einladung zu Ice-Cream-Soda lehnte sie heldenmütig ab und ließ sich von Mister Bell auf dem kürzesten Wege wieder zu ihrer Ausstellung zurückführen.

Sie kamen durch die jetzt fertiggestellte Maschinenhalle.

„Sehen Sie, das ist Mister Westek's Ausstellung.“

Lu verstand die mächtigen Maschinen aller Art, die Dampfslüge und sonstigen landwirtschaftlichen Maschinen nicht zu beurteilen, aber sie sah, daß alles einen sehr gediegenen Eindruck machte.

„Unter uns gesagt,“ meinte Mister Bell vertraulich, „sind dem Westek seine Maschinen die einzigen soliden in der ganzen Industrie-Ausstellung.“

Lu freute sich, als sie ihn loben hörte.

„Schade, daß ich so wenig davon verstehe!“

Mistress McDowell war sehr erfreut, als Lu endlich kam, um sie abzulösen. Sie ging nun ihrerseits auf einen kleinen Bummel durch den Ausstellungspart mit Mister Bayer, der sich inzwischen eingestellt hatte, und Lu übernahm ihre Arbeit solange.

Herzlich müde fuhren die beiden an diesem Abend nach Hause; Lu mit dem erhebenden Gefühl, daß sie heute acht Dollars gewonnen hatte. ‚Verdient‘ mochte sie vor ihrem eigenen Gewissen nicht sagen. —

XVIII

Am nächsten Nachmittag sah Lu zu ihrem Erstaunen Frau Doktor Stower unter den Besuchern der Ausstellung. Sie promenierte vor der Pyramide der Lone-Star-Brewery auf und ab und betrachtete Lu mit höhnischen, haßerfüllten Blicken. Sie hatte wohl ausnahmsweise einmal Urlaub von ihrem Gatten erhalten, um sich ihre Feindin als ‚Kellame-Fräulein‘ ansehen zu können. Also auch sie hatte keine Spur von Reue und Schamgefühl! Für sie gab es eben nur einen Menschen auf der Welt, und das war der Doktor. — Nun, den würde ja heute noch die Nemesis ereilen! Lu hatte nur ein spöttisches, verächtliches Lächeln für sie. Mochte sie nur höhnisch lachen; in diesem Augen-

SATSAU

bild war ihr Mann vielleicht schon verhaftet. Dieses Benehmen der beiden hatte auch das letzte Mitleid in ihr ertötet. —

Langsam verging die Zeit auf der Ausstellung, und die Arbeit wurde immer ermüdender; aber sie brachte guten Gewinn. Aus Geldtäschchen begann sich allmählich wieder zu füllen. Sorgen brauchte sie sich nicht mehr zu machen. Sie würde schon ihren Weg finden in Amerika! — Sie hatte ihre alte Frische und Gesundheit wiedererlangt bei dem besseren Leben, der guten Wohnung. Sie war wieder die heitere, lebenslustige Lu von Werzjen, aber um viele Erfahrungen und Kenntnisse reicher, um viele Vorurteile leichter. Mit ihren Arbeitsgenossen auf der Ausstellung hielt sie treue Kameradschaft und war bei allen beliebt. 'The little Saurkraut' hieß sie überall und hatte diesen Namen zu Ehren gebracht. Es wurde nicht mehr wegwerfend von Deutschland gesprochen in ihrer Gegenwart!

Eines Nachmittags stellte sich Mister Bell wieder ein. „Well, was gibt's Neues im Fall Stower?“ fragte Lu gespannt.

Sein Gesicht war sehr ernst, und er sah sie verwundert an.

„Ja, haben Sie's denn noch nicht in der Zeitung gelesen?“

„Was denn?! — Ich lese jetzt nie die Zeitung, ich bin zu müde dazu!“

„Die Sache hat ein trauriges Ende genommen. — Doktor Stower und seine Frau sind tot.“

Lu war blaß geworden und stützte sich unwillkürlich auf die Lehne ihres Stuhles.

„Wie ist das nur so schnell gekommen?“ fragte sie tonlos.

Er zuckte die Achseln und spuckte vor sich hin.

„Morphin,“ sagte er gleichmütig. „Seine Postsendungen wurden beschlagnahmt, man fand die Prospekte. Die Beweise gegen ihn waren erdrückend, da uns auch noch Mister Campbells und Ihr Zeugnis zur Seite standen. Seine

Sache war verloren, und jede Flucht unmöglich. Da hat er das Geschäft aufgegeben. Viel war's ja auch nicht mehr wert. — Gestern morgen hat man ihn und seine Frau tot gefunden.“ —

Lu schauderte.

„Wie furchtbar!“ sagte sie leise.

Mister Bell ergriff ihre Hand und schüttelte sie kräftig.

„Nehmen Sie sich's nicht so zu Herzen, little Saurkraut, und bilden Sie sich nicht etwa ein, Sie hätten mit Schuld an diesem tragischen Ende. Das mußte ja so kommen! — Das Ende konnte ihm jeder prophezeien, der den Mann kannte!“

„Wohl wahr! — Aber es ist mir doch entsetzlich!“

„Yes! Schade ist's um den Mann, und noch mehr um die Frau. Da haben Sie recht! — Sie hätten reiche und berühmte Leute sein können bei ihren Fähigkeiten, wenn sie nicht zu smart gewesen wären. Aber es mußte ja so kommen; keiner von uns kann für dies Ende verantwortlich gemacht werden!“

Und er fuhr fort, sie zu trösten mit derben, gutgemeinten Reden.

Lu war aber wie verört den ganzen Tag. Sie quälte sich und grübelte darüber nach, ob sie wirklich keine Schuld trug am Tode dieser beiden unglücklichen Menschen. Sie blieb ernst für die nächste Zeit, wenn sie sich auch frei fühlte von aller Schuld. —

Eines Morgens, als Lu eben aufgestanden war und sich zur Arbeit fertig machte, kam Mistress McDowell ganz aufgeregert in ihr Zimmer ohne anzuklopfen. Sie schwenkte ein Papier in der Hand.

„A cablegram for you! From Germany!“

Schweigend griff Lu nach der Depesche. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Mit zitternden Händen riß sie den Umschlag auf.

„Geldbrief längt dort. Sofort nach Hause kommen. — Dntel.“

SMITH

Lu sank auf den Rand ihres Bettes. „Na, nu brat' mir einer 'n Storch!' war alles, was sie hervorbrachte.

„Sie haben doch hoffentlich keine schlechten Nachrichten erhalten?“ fragte Mistreh McDowell besorgt.

„No, schlechte nicht! Aber sehr unverständliche!“

Kopfschüttelnd las sie die Depesche noch einmal.

Es war jetzt sechzehn Tage her, seit sie den Brief von San Antonio nach Potsdam geschrieben hatte. Das Kabelgramm war die Antwort darauf.

„Geldbrief längst dort.“ Wie war das nur möglich! Wenn er angekommen wäre, dann hätte das Postamt von New Braunsfels ihn ihr doch nach San Antonio nachschicken müssen! Also eine große postalische Konfusion. Und die war an all dem Elend schuld, das sie durchgemacht hatte! Es war ja einfach unglaublich! — Aber eine große Freude empfand sie jetzt. Also man hatte sie nicht im Stich gelassen! Zu Hause warteten sie in Angst und Sorge auf ihre Rückkehr. Sie hätte es sich doch gleich denken können! Onkel und Tante durften nie erfahren, daß sie eine Zeitlang an ihnen gezweifelt hatte, beinahe verzagt wäre. Sie mußte sich wirklich schämen!

Was sollte sie jetzt tun? Wer weiß, in welchem Teil der Vereinigten Staaten der Geldbrief umherirrte! Nun, sie war ja nicht mehr so sehr auf ihn angewiesen! Mit Stolz erfüllte sie das Bewußtsein, auf eigenen Füßen stehen zu können. Doppelt lieb hatte sie jetzt die Verwandten zu Hause, nun sie wußte, daß sie nicht von ihnen abhängig zu sein brauchte. Sie war in einer harten Schule gewesen hier drüben und hatte es hoffentlich gelernt, nun auch ihren Weg in der Heimat zu finden. Denn das Drogenleben des jungen Mädchens aus guter Familie mochte sie nicht mehr führen. Aber nach Deutschland wollte sie wieder zurück. Dies Bluffland war ihr widerwärtig, alles zog sie wieder zur alten Heimat hin. Und Lu sah halb angezogen auf ihrem Bett und träumte vor sich hin von den deutschen Wäldern, von der wunderschönen Mark mit ihren blauen Seen und

schwarzen Kiefernforsten, vom kleinen Potsdorf, dem riesigen Berlin und seinen schnoddrigen, witzigen Bewohnern . . . Wieder heimkehren dürfen!! —

Mistreh McDowell schüttelte lachend den Kopf, als sie Miß von Wersien so dastehen sah, und ging wieder. Schlechte Nachrichten hatte die sicher nicht bekommen! —

Lu überlegte, was nun zu tun war. Vor allem schrieb sie einen Brief an das Postamt von New Braunsfels und bat um Aufklärung darüber, was mit ihren Postsendungen geschehen sei. Dann schrieb sie noch einen Beruhigungsbrief nach Potsdam; sie möchten sich keine Sorgen machen, es ginge ihr gut. Den Geldbrief habe sie allerdings noch nicht erhalten; es scheine eine große Konfusion vorzuliegen. Das schade aber nichts! Sie würde sich selbst das Geld zur Rückreise verdienen. Sechzig Dollars habe sie schon, das reiche zur Not für's Zwischenbed. Bald hoffe sie sich soviel gespart zu haben, daß sie stolz Kajüte nach Bremen fahren könne. — Als sie diese Briefe fertig geschrieben und expediert hatte, kam sie eine Stunde zu spät zur Arbeit, wofür der dicke Mister Bayer ihr prompt fünf und zwanzig Cents vom Tagelohn abzog. —

Am nächsten Tage traf die Antwort des Postamts von New Braunsfels ein. Es wäre telegraphische Ordre vom Abender der Brieffschaften, Herrn Major von Wersien in Potsdam, eingelaufen, alle Postsendungen für Fräulein von Wersien an die Adresse des deutschen Konsuls in Galveston zu schicken. Ein Geldbrief mit hundertfünfzig Dollars sei unter diesen Sendungen gewesen, der mit der Aufschrift ‚via Bremen-Galveston‘ versehen gewesen sei. Dieser Brief war natürlich vier Wochen unterwegs gewesen. Hätte gar keine Route daraufgestanden, so wäre er über New York gegangen, und Lu hätte ihn nach dreizehn Tagen in New Braunsfels erhalten. — Jetzt mußte sie doch hell auflachen. Das sah Onkel Wersien, dem Vorsichtigen, Pedantischen, einmal wieder ähnlich! Schickte er diesen eiligen Brief mit dem langsamsten Küstenbummler, den's überhaupt gab, und seine Nichte konnte inzwischen

STREI

beinahe verhungern in New Braunsfels! Via Bremen, via Baltimore, via Philadelphia, via Havana, via Galveston. . . Was für eine interessante Rundreise hatte doch dieser Brief gemacht! Und jetzt, wo er glücklich in seinem Bestimmungsort angekommen war, ließ er ihn telegraphisch nach Galveston zurückschicken. O Onkel! Aber was mußten die armen Leute zu Hause sich geängstigt haben! Nun wurde doch jedenfalls auch noch der deutsche Konsul ihrer wegen mobil gemacht! Eine Tragikomödie war sie, diese ganze Fahrt ins Bluffland! Auch das letzte, leiseste Gefühl von Sorge war sie jetzt los. Aber ein großer Ehrgeiz war in ihr erwacht. Sie hatte denen zu Hause so viel vom Geldverdienen geschrieben. Nun wollte sie sich das Geld zur Rückreise auch wirklich selbst verdienen und die hundertfünfzig Dollars unangekämpft wieder mitbringen. Onkel und Tante würden dann doch stolz sein auf ihre Nichte. Und daß sie Anti-Prohibitionistin gewesen war auf der Ausstellung, das brauchte sie ihnen ja nicht gerade zu erzählen. Dafür fehlte den Potsdamern denn doch das Verständnis! —

Als sie am Abend des letzten Ausstellungstages nach Hause kam, legte sie drei neue, schöne Zwanzigdollarscheine und einen Fünfdollarschein, den Kenngewinn, in ihr Geldtäschchen. Sie hatte doch ihre Reize, die Jagd nach dem Dollar.

Ein paar Tage wollte sie sich nun noch ausruhen und dann wieder auf die Suche nach einer neuen Job gehen. Sie hatte die Ruhe nötig, denn die Arbeit auf der Ausstellung hatte sie doch recht angestrengt.

Mistress McDowell war ganz bleichsüchtig geworden, aber sie hatte einen neuen Wintermantel, den sie trotz glühender Hitze trug, und war äußerst vergnügt. Mister McDowell versorgte das Haus nach wie vor, denn seine kleine Frau sollte sich noch eine ganze Woche lang recht ausruhen. —

Schon vor längerer Zeit waren vereinzelte Fälle von Typhus in San Antonio vorgekommen. Während der

Dauer der Ausstellung, die viel fremdes Volk und Mexikaner nach der Stadt gezogen hatte, entwidete sich die Krankheit zu einer gefährdrohenden Epidemie. McDowells waren vollständig nervös geworden. Aus Angst vor Ansteckung wagten sie kaum noch auszugehen und verschmähten fast, da sie sich nicht mehr getrauten, Eiswasser zu trinken.

Lu fürchtete sich nicht. Während ihrer Lehrzeit im Krankenhaus war auch Typhus ausgebrochen und sie hatte sich unerschrocken mit den Schwestern in die Pflege geteilt. Wenn die sich nicht fürchteten, so fürchtete sich Lu von Wersien auch nicht! Sie war auch nicht krank geworden. Ihr gesunder Körper hatte keine Disposition für Ansteckung, und sie befolgte gewissenhaft alle Schutzmaßnahmen des Arztes. Sie begriff McDowells Nervosität gar nicht.

Die junge Frau kam eben auch wieder mit ganz bleichem Gesicht in ihr Zimmer.

„Oh, Miß von Wersien, was soll das nur werden! Jetzt ist das typhoid fever schon im Nachbarhaus!“

„Well, deshalb brauch't's noch lange nicht in unser Haus zu kommen! Angltigen Sie sich doch nicht so ab, Mistress McDowell, — Sie werden ja krank vor lauter Angst!“

„Good God!“

Stöhnend warf sie sich in einen Stuhl.

„Ich habe schon Leibschmerzen! Oh, Miß von Wersien, ich habe typhoid fever!“

„Nonsense! Zu viel Candies haben Sie gegessen!“

„You are rude!“

„Thanks!“

„Alle Hospitäler sind schon überfüllt, keine Nurse mehr zu bekommen in der ganzen Stadt. Was soll ich nur machen, wenn ich auch krank werde?!“

„Seien Sie nur ruhig, Mistress McDowell, dann pflege ich Sie.“

„Und wenn Sie selbst krank werden?“

„Ich werde nicht krank! Wir Preußen lassen uns nicht so leicht umblasen!“

SINISI

„Ich glaub's beinahe selber,“ sagte die kleine Frau und blühte bewundernd zu Lus schlanker, kraftvoller Gestalt auf.

„Sie sind so stark und mutig, die deutschen Girls!“
Lu blieb vor ihr stehen und lachte über das ganze Gesicht.

„Wissen Sie was, Mistreß McDowell?! Ich benutze diese schöne Typhusepidemie, um mir einen ganzen Haufen Geld zu verdienen. Ich vermiete mich einfach als Nurse!“

„For God's sake! Sie werden doch das nicht tun!“

„Warum denn nicht? In Deutschland im Krankenhaus habe ich auch Typhustranke gepflegt, ohne Geld dafür zu bekommen. Warum soll ich's hier nicht tun? Ich bin zwar keine perfekte Pflegerin und habe kein Examen gemacht, aber jetzt, wo solche Not an Pflegerinnen ist, da wird man mich wohl nehmen.“

„Natürlich wird man Sie nehmen. Aber das ist doch nicht Ihr Ernst! Das wäre ja Selbstmord!“

„Gott bewahre! Ich habe nicht die geringste Angst. Wo ist der Daily Express?“

„Draußen in der Halle liegt er. Ich mag schon gar nicht mehr in eine Zeitung sehen. Es stehen nur noch Typhusgeschichten darin.“

Lu hatte den Express schon geholt und durchblättert ihn eifrig.

„Fünf, sechs, sieben, — zwölf Annoncen wegen Nurses, und auf der anderen Seite stehen noch mehr. Da, das ist was für mich! Sieben Dollars pro Tag und alles frei, unter H. W. an der Expedition zu erfragen. Da werde ich mich gleich melden! — Hören Sie doch nur, Mistreß McDowell, — sieben Dollars pro Tag!“

„Yes'm! Und dafür riskieren Sie Ihr Leben!“

„Ach, Unsinn! So schlimm ist's ja gar nicht!“

Lu ging eilig in ihr Zimmer, um sofort an die Expedition zu schreiben. Sie meldete sich zu der Stelle und gab nach amerikanischer Sitte vorerst nur ihre Adresse

und ihren Stand, nicht aber ihren Namen an. — Sie brachte den Brief auch sofort selber zur Post.

Sieben Dollars pro Tag und alles frei; — da hatte sie ja in ein paar Wochen das ganze Reisegeld beisammen! Mit großer Ungebuld wartete sie auf die Antwort auf ihre Offerte.

Es war noch an demselben Abend. Lu kramte in ihrem Zimmer herum, und McDowells sahen draußen auf der Veranda und unterhielten sich über Ansteckungsgefahr und Todesfälle.

Die Hupe eines Autos ertönte plötzlich draußen auf der Straße. Lu hörte, wie die Gartentür ins Schloß fiel, kräftige Schritte auf dem Kies des Weges knirschten und eine ihr seltsam bekannte Stimme Mistreß McDowell fragte:

„Wohnt hier eine Nurse?“

Worauf sie antwortete:

„Yessir! Aber for God's sake, Sie kommen doch nicht aus einem Haus, wo Typhus ist? Bitte, bleiben Sie doch draußen im Garten! Wir haben solche Angst vor Ansteckung! Bitte, nehmen Sie's nicht übel! Ich geh' schon und hole sie!“

Lu mußte vor sich hinlachen. Die guten Leute waren geradezu komisch in ihrer Angst.

Mistreß McDowell stürzte in ihr Zimmer.

„Oh, Miß von Wersien, da draußen ist schon ein Gentleman, der Sie holen will! Tun Sie's doch nicht! Wir haben Sie so gern, und, glauben Sie mir, es ist Ihr sicherer Tod! Wenn Sie Geld sparen wollen, so überlassen wir Ihnen gern das Zimmer für einen Dollar!“

Sie lachte lustig auf.

„Sie sind fürchtbar nett, Mistreß McDowell! Aber bedenken Sie, ein Dollar Ersparnis pro Woche wiegt noch lange keine sieben Dollars pro Tag auf. Und ich fürchte mich wirklich nicht. Wo ist denn der Gentleman?“

„Draußen im Garten sitzt er auf der Bank. Die will ich nächster mit Karbol abwaschen!“

SMITHSONIAN

Su schüttelte sich vor Lachen, als sie die tragische Miene ihrer Wirtin sah.

Leichtfüßig sprang sie die Stufen der Veranda hinunter und ging auf die Bank zu, die im äußersten Winkel des Gartens unter den Bananen stand. Es war schon ganz dämmerig.

Eine hohe Gestalt erhob sich aus dem Schatten, als sie näher trat.

„Miß von Werfien!“ Rang es im Tone äußerster Überraschung.

„Mister Westek!“

In der Dämmerung konnte er nicht sehen, wie ein dunkles Rot in ihre Wangen stieg.

„Also Sie haben sich auf meine Annonce gemeldet! Sie wollen Typhustranke pflegen!“

Sie warf den Kopf zurück.

„Trauen Sie mir etwa nicht zu, daß ich es kann?“

„O sicher! Ich kann mir keine bessere, liebere Pflegerin denken als Sie! Aber es ist doch eine gefährliche, ansteckende Krankheit.“

„Ich fürchte mich nicht!“

„Aber ich kann es nicht verantworten, Sie in ein Typhushaus zu schleppen. Ich kann's nicht! Was für Vorwürfe würde ich mir machen, wenn Sie erkranken!“

„Well, Mister Westek, ich bin fest entschlossen, eine Stelle als Kurse anzunehmen. Wenn Sie mich nicht engagieren, so nimmt mich ein anderer.“

„Das ist wahr!“ sagte er gepreßt.

Plötzlich ergriff er ihre Hand.

„Liebe Miß von Werfien, ich kann das nicht mit ansehen, daß Sie Ihr junges Leben aufs Spiel setzen! Sagen Sie mir's doch, wenn Sie in Not sind! Kann ich Ihnen nicht helfen?“

Sie machte sich heftig los.

„Mister Westek!“

Er senkte traurig den Kopf.

„Ich weiß, Sie sind stolz! Aber ich hatte es wirklich gut gemeint!“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ sagte sie freundlich. „Aber ich bin gar nicht in Not, Mister Westek, ich will mir nur ehrlich mein Geld zur Rückreise nach Deutschland verdienen.“

„Tapferes Mädchen!“

„Und nun sagen Sie mir doch, bitte, wer krank ist bei Ihnen! Ich würde so gerne mit Ihnen gehen, weil Sie ein Gentleman sind.“

„Meine Mutter ist's; die einzige, die noch lebt von meinen Leuten zu Hause. Sie wohnt sonst in einem kleinen Landstädtchen und kam gerade vor ein paar Tagen nach San Antonio, um mich zu besuchen. Und nun muß sie sich gerade hier Typhus holen! Es geht ihr sehr schlecht, und ich habe nirgends eine Pflegerin aufreiben können.“

„Oh, das tut mir leid, Mister Westek! Nun komme ich doppelt gern zu Ihnen. Sie werden so leicht keine andere Kurse finden. Sie können es gar nicht verantworten, wenn Sie mich wegen kleinlicher Bedenken nicht nehmen!“

„Meine Mutter ist so alt, und Sie sind so jung; — Sie haben wohl mehr Recht auf das Leben.“

„Reben Sie nicht so dummes Zeug! Und jetzt packe ich meine Sachen und komme gleich mit Ihnen. Wollen Sie mich nun haben oder nicht?! Wenn Sie mich nicht nehmen, so gehe ich in das erste beste andere Typhushaus!“

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

Er beugte sich tief und zog ihre Hand an die Lippen.

„Wie gut Sie sind!“ sagte er warm.

„Also Sie nehmen mich!“ Sie lächelte. „Warten Sie nur hier auf mich; — ich bin gleich fertig!“

Sie stürmte in ihr Zimmer und begann die nötigsten Sachen zusammenzupacken.

Mit einem kleinen Handkoffer beladen trat sie bald wieder auf die Veranda hinaus und verabschiedete sich

SUTSU

von McDowells, die sie erst gar nicht ziehen lassen wollten. Die junge Frau war in Tränen ausgebrochen, und dem jungen Mann schien das Weinen auch recht nahe zu sein. Lu konnte nicht anders als hell aufzulachen. Sie kam sich recht herzlos vor, aber die beiden waren zu komisch!

Im Garten erwartete sie Mister Westek und nahm ihr den Koffer ab.

Sie traten zu dem eleganten Coupé-Automobil.

Er riß den Schlag auf.

„Einen Chauffeur habe ich nicht,“ lachte er ein wenig bitter. „Alle meine Niggers sind ausgekniffen, als Typhus bei uns ausbrach.“

„Oh, dann lasse ich den Koffer nur allein im Coupé fahren,“ sagte Lu und schwang sich neben den Führersitz. „So, jetzt ist's wie damals in New Braunsfels!“

„Nur, daß dies gerade keine Vergnügungsfahrt für Sie ist!“

„Oh, sagen Sie das nicht! Ich freue mich auch wirklich, wenn ich Ihrer Mutter helfen kann.“

In rascher Fahrt ging's durch die hellerleuchtete Stadt und die dunklen Parks von Laurel Highis. Plötzlich bog sie in eine breite Allee, die Palmen und Pecanbäume beschatteten. Das stille weiße Haus tauchte aus dem dunklen Grün des Parks auf.

Vor der breiten Veranda hielt Mister Westek.

Eine ältliche Frau mit freundlichem Gesicht kam ihnen aus der Halle entgegen.

„Gut, daß Sie da sind, Master Harry,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Haben Sie eine Nurse bekommen?“

„Ja, Mistreh King, eine gute, liebe, kleine Nurse!“

„Das ist Mistreh King, Miß von Werfien,“ stellte er vor. „Unsere alte, treue Haushälterin.“

Die alte Frau schüttelte ihr herzlich die Hand.

„Wie froh bin ich, daß Sie da sind! — Es steht schlimm mit Mistreh Westek, und ich fürchtete schon, es wären in der ganzen Stadt keine Pflegerinnen mehr zu bekommen!“

„Führen Sie mich bitte gleich zu ihr!“

„Wollen Sie sich nicht erst ein wenig ausruhen und zu Abend essen?“ wandte Mister Westek ein.

Lu schüttelte den Kopf.

„Nein, Mister Westek, jetzt gibt es für mich nur die Pflicht!“ sagte sie sehr bestimmt. Ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, folgte sie Mistreh King durch die mit gediegener Pracht ausgestattete Halle, in ebenso reiche, vornehme Zimmer. Leise öffnete die Alte eine Tür.

Lu sah sich auf der Schwelle eines geräumigen, eleganten Schlafzimmers, das nur von einer grün verhangenen elektrischen Lampe matt erleuchtet wurde. Auf Tischen und Tischchen standen Gläser, Flaschen mit Medizin und Schüsseln voller Eis umher. In dem großen Bett lag die Patientin völlig apathisch. Die eingefallenen Züge ihres welken, von silberweißen Haaren umrahmten Gesichtes ließen den Ernst ihres Zustandes erkennen. Sie öffnete gar nicht die Augen bei Lus Eintritt. Von Zeit zu Zeit stöhnte sie nur dumpf auf.

Mistreh King winkte Lu, ihr ins Nebenzimmer zu folgen, das schon für eine Pflegerin eingerichtet war.

In einem sauberen weißen Kleid und weißer Schürze trat Lu kurz darauf unhörbar in das Krankenzimmer und nahm ihren Posten am Lager der alten Dame ein.

„Sie können jetzt wieder Ihren Pflichten nachgehen,“ flüsterte sie Mistreh King zu. „Ich Sorge hier schon für alles!“

Die Alte nickte und entfernte sich auf den Zehenspitzen. Wie sicher und ruhig bewegte sich die hübsche junge Nurse im Krankenzimmer! In solcher Pflege war ihre Herrin sicher gut aufgehoben!

Mister Westek kam mit dem Arzt zusammen, um sich nach dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen.

Der Arzt betrachtete Lu mit wohlgefälligen Blicken, als sie ihm berichtete, was sie inzwischen für die Kranke getan hatte.

SMITHSONIAN

„Ganz richtig, little girl, passen Sie nur weiter so gut auf!“

„Sie haben wirklich Glück gehabt, daß Sie noch solch appetitliche kleine Kurse erwischten,“ wandte er sich an Mister Westek. „Ich hätte nicht geglaubt, daß überhaupt noch eine in der ganzen Stadt aufzutreiben wäre!“

Dann gab er Lu noch weitere Verhaltensmaßregeln und versprach, im Laufe der Nacht noch einmal vorzusprechen.

Lange, bange Stunden und Tage folgten nun. Es ging der alten Dame sehr schlecht, und im Anfang war das Schlimmste zu befürchten. — Unermüdlisch war Lu Tag und Nacht auf ihrem Posten und weigerte sich hartnäckig, sich von Mistreh King ablösen zu lassen. Das war nun ihr Fall! Sie hatte sich mit eisernem Willen vorgenommen, um das Leben der ihr anvertrauten Patientin zu kämpfen mit allen Mitteln. Unausgesetzt beobachtete sie das Steigen und Sinken der Temperatur, die Pulsschläge und Atemzüge, treulich Notizen machend von der geringsten Veränderung. — Der Arzt fand bei jedem Besuch einen klaren Bericht vom Verlauf der Krankheit zu jeder Tages- und Nachtstunde vor. Seine Anordnungen wurden auf das Gewissenhafteste befolgt. —

„Sie sollten bei der Krankenpflege bleiben, little girl,“ sagte er eines Tages. „Sie haben eine glückliche Hand und könnten es bald zur Oberin eines großen Hospitals bringen.“

„Das will ich auch, Herr Doktor,“ antwortete sie, „sobald ich wieder drüben in Deutschland bin, trete ich bei den Johannitern ein.“

„Wollen Sie nicht in Amerika bleiben? Hier können Sie es viel weiter bringen bei Ihren Fähigkeiten!“

„Nein, ich will lieber meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellen.“

„Komisches Mädel! Ich würde sie mir lieber gut im Ausland bezahlen lassen!“

Mister Westek hatte schweigend dieser Unterhaltung zugehört. Unverwandt ruhten seine klugen Augen auf ihr. Lu begegnete seinem Blick und wurde wider Willen rot. — Es war zu dumm, aber sie fing wirklich an, den Harry Westek gern zu haben!

Der alten Mistreh Westek begann es jetzt besser zu gehen. Sie war bei Besinnung und zeigte rührende Dankbarkeit gegen ihre junge Pflegerin.

Sie war nur eine einfache Frau, und doch bewunderte Lu oft das Zartgefühl, mit dem sie, trotz ihrer Krankheit und Schwäche, ihr ihre schweren Pflichten zu erleichtern suchte.

Eine warme Freundschaft entwickelte sich zwischen Patientin und Pflegerin.

Eines Tages ergriff die alte Dame plötzlich ihre Hand und streichelte sie.

„Sie sehen ja ganz blaß aus, Miß Lu! Sie kommen viel zu wenig an die Luft und hoden viel zu viel bei mir alten Frau! Mir geht es ja wieder ganz gut!“

„Sie wollen mich wohl weg schicken, damit Sie wieder allerhand leichtsinnige Sachen machen können, wie Aufsitzen und Lesen?“ fragte sie schelmisch.

„Nein, wirklich nicht! Ich will keine Dummheiten machen!“ versprach sie feierlich. „Sie haben doch Pferde so gern! Reiten Sie doch nachher ein Stündchen aus mit dem Harry! Er würde sich sicher sehr freuen.“

„Aus Augen glänzten. Wie gern würde sie das tun! „Ich habe aber kein Reitkleid da,“ sagte sie zögernd.

„Das hängt noch in meinem Schrank bei McDowells.“

„Ach was, das lassen wir sofort holen!“

Eifrig richtete sich die alte Dame auf und drückte energisch auf die elektrische Klingel.

„Aber, Mistreh Westek, Sie sollen doch liegen bleiben! Wenn Sie so leichtsinnig sind, dann gehe ich sicher keinen Schritt aus dem Haus!“

„Ich will's wirklich nicht wieder tun,“ tönte es kleinlaut aus den Riffen.

UNIVERSITY

„Mistreh Ring trat ein.
„Schicken Sie doch bitte gleich jemand nach der North-Street und lassen Sie Miß Lus Reitkleid holen!“ befahl die alte Dame.

„Allright, ma'am!“

Nach einiger Zeit war das Reitkleid wirklich da, und nachdem Lu sich überzeugt hatte, daß es der Kranken an nichts fehlte, machte sie sich eifrig zum Ritt fertig.

Mister Westeh empfing sie in der Halle und betrachtete sie mit bewundernden Blicken. Wie schlank und vornehm sah sie aus im Reitkleid!

„Ich freue mich wirklich, daß ich Sie endlich einmal mit hinaus nehmen kann. Sie werden uns sonst noch krank vor Abarbeitung!“

„Ist nicht so schlimm! — Und jetzt habe ich ja überhaupt nichts mehr zu tun. Jetzt ist's ja ein Vergnügen für mich, bei Ihrer Mutter zu sitzen und mit ihr zu plaudern! — Und wie verwöhnen Sie alle mich! — Ich habe in meinem Leben nicht so viel zum Raschen bekommen wie hier!“

„Das kann ich Ihnen niemals vergelten, was Sie an meiner Mutter getan haben,“ sagte er leise.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich hab' nur getan, was ich konnte. Eine perfekte Nurse hätte sie sicher noch viel besser gepflegt!“

„No, you little saint!“

Sie lächelte lustig auf.

„Das ist das erstemal, daß mich jemand für 'ne Heilige erklart!“

Sie waren durch den Garten und über den großen Rasenplatz zu den Stallungen geschritten.

Was für wunderschöne Pferde doch der Harry Westeh hatte!

Im Stall war sie schon gewesen, wenn sie einmal auf ein Viertelstündchen zur Erholung in Park und Garten umherstreifte. Sie hatte die ‚Satanella‘, die schöne braune Vollblutstute, sehr bewundert, die ihr Herr nicht reiten

konnte und in deren Box sich kein Stalljunge wagte. Lu hatte aber gleich Freundschaft mit ihr geschlossen.

Heute sollte sie sie nun zum erstenmal reiten. Ob sie wohl mit ihr fertig werden würde?

Sam, der Stalljunge, führte die Pferde schon gesattelt vor.

‚Satanella‘ hatte die Ohren gespißt und scharrte nervös mit dem Vorderhuf. Ihre Augen funkelten böse und mißtrauisch. —

„Wollen Sie's wirklich wagen?“ fragte Mister Westeh besorgt.

„Aber sicher! Ich werde schon mit ihr fertig!“

Seine Hilfe kaum in Anspruch nehmend, schwang sie sich leicht in den Sattel. Die temperamentvolle Stute ging sofort hoch und zeigte sich äußerst widersehtlich. Aber nicht lange währte der Kampf zwischen Reiter und Pferd.

‚Satanella‘ gab plötzlich nach, ging an den Zügel heran und fiel in ihre weichen, schönen Gänge.

Sie war verdorben worden durch rohe Behandlung und gehorchte nun unter dem leichtesten Gewicht willig der leichtesten Hand.

„Wundervoll!“ jubelte Lu. „Auf solch einem Pferd habe ich lange nicht gefessen!“

Sie ritt auf dem großen Rasenplatz Mister Westeh und den erstaunten Stalljungen die ganze Schule vor.

„Das ist ja ein ganz unbezahlbares Schulpferd!“ sagte sie atemlos, als sie dann an seiner Seite hielt und den schlanken Hals der Stute klopfte. „Und wie ein Lamm geht sie!“

„Es hat ihr eben nur das Vollblut im Sattel gefehlt,“ gab er lachend zurück und schwang sich auf seinen kräftigen Rappen.

Lu wurde rot.

„Erinnern Sie mich nur nicht daran, was ich alles für Unsinn geredet habe damals in New Braunfels!“ sagte sie ärgerlich.

„Sind Sie denn heute nicht mehr derselben Ansicht?“

„No! Das mit dem Vollblut ist dummes Zeug. — Der eine hat eben ausgesprochenes Talent zum Reiter, der andere zum Künstler, der dritte zum Kaufmann — und so weiter!“

„Ihre Ansichten haben sich aber wirklich sehr geändert, Miß von Werfen!“

Er betrachtete sie mit einem seltsam fragenden Blick. „Ah, fiddlesticks!“ Sie lachte verlegen und sprengte ihm voran im Galopp durch die Palmenallee und zum Parktor hinaus. Einen herrlichen Ritt machten sie Seite an Seite durch die schattigen Aleen von Laurel Hights bis zum San Pedro-Park. Auf dem Rückweg zeigte er ihr seine Fabrikanlagen.

Er wußte wirklich klug und fesselnd zu plaudern. Seine Lebensanschauungen unterschieden sich wesentlich von denen anderer Amerikaner. Er hatte viel gelesen, viel nachgedacht, hatte immer zu lernen gesucht und sich die guten Einrichtungen in der alten Welt zum Muster genommen. Er hatte eine Krankenpflege und Unfallversicherung für seine Arbeiter eingerichtet, ihnen menschenwürdige Wohnhäuser gebaut. Er mißbrauchte ihre abhängige Lage nicht zu politischen Machenschaften. Er kaufte nicht am Lohn und achtete die persönliche Freiheit seiner Leute. — Und dabei war er ein geborener Amerikaner und nie aus Amerika herausgekommen! Lu begann fast ihn zu bewundern. —

„Wissen Sie, Mister Westek, Sie sollten einmal nach Deutschland kommen!“ meinte sie.

„Das will ich auch und zwar bald. Bisher konnte ich nie abkommen, weil ich keine Vertretung hatte in der Fabrik. Aber jetzt ist das Geschäft so gut in Gang, daß ich ruhig fortreisen kann.“

„Sie müssen sich überhaupt ganz Europa ansehen und alles mögliche studieren, und dann müssen Sie wiederkommen und Gouverneur von Texas werden, die ganze Prohibition und den übrigen Blödsinn zum Land rauswerfen und denen in Washington zeigen, was 'ne Harke ist!“

Er lachte.

„Sie trauen mir ja viel zu! Meinen Sie, daß so ein self-made-man sich zum Gouverneur eignet!“

„Sie sind der beste und tüchtigste Mann, den ich kenne in Amerika!“

Jetzt wurden sie beide sehr rot und sehr verlegen. Lu hatte auch plötzlich große Eile, nach Hause zu kommen. Sie mochte Mistrek Westek nicht so lange allein lassen.

Die empfing sie sehr vergnügt bei ihrer Rückkehr und fühlte sich sehr wohl.

„Was für schöne rote Baden Sie sich geholt haben, Miß Lu!“ rief sie ihr lustig entgegen. „Jetzt müssen Sie aber auch jeden Tag mit dem Harry ausreiten und ausfahren!“ —

Eines Tages saß Lu neben Mistrek Westek, die zum erstenmal in einem bequemen Lehnstuhl sitzen durfte, auf der Veranda und las vor, als Mistrek King mit sehr geheimnisvoller Miene zu ihnen trat und ihr eine Karte präsentierte.

„A gentleman wants to see you!“

Erstaunt griff sie nach der Karte.

„Karl Römer. General-Konful.“

Sie lachte. Sicher der deutsche Konful, den Onkel Werfen ihr auf den Hals geschickt hatte.

„Der Gentleman wartet im Parlour,“ sagte Mistrek King.

Sehr gespannt ging Lu ins Empfangszimmer hinüber. Ein kleiner dicker Herr von unverkennbar deutschem Typus, der in einem Schauelstuhl saß und sich erregt mit seinem Taschentuch Luft zusäufelte, erhob sich bei ihrem Eintritt.

„Sind Sie Fräulein von Werfen?“

„Ja. Das bin ich.“

„Gott sei Dank, daß ich Sie gefunden habe! Briefe und Telegramme habe ich von Deutschland erhalten, ich solle mich nach Ihnen umsehen, es ginge Ihnen schlecht

Saate, In Bluffland.

UNTSU

und Sie wären am Verhungern und überhaupt im tiefsten Elend! Ordentlich abgeängstigt habe ich mich und die Reise von Galveston nach New Braunfels Hals über Kopf angetreten. Da waren Sie nicht mehr. Ich also wieder alles eingepackt und nach San Antonio. Hier finde ich Sie endlich, und es geht Ihnen anscheinend recht gut!"

Herr Konsul Römer sagte das beinahe vorwurfsvoll. „Es tut mir leid, daß Sie sich so bemüht haben meinerwegen, Herr Generalkonsul! Es beruht alles auf einer großen Konfusion. Ich erwartete einen Geldbrief, der nicht kam, weil er über eine verkehrte Route dirigiert war, und da geriet ich natürlich in Geldverlegenheiten, und es ging mir eine Zeitlang recht schlecht.“

„Na, da ist der Brief!“

Herr Römer zog einen ganzen Paden Briefe aus der Tasche, obenauf den fünffach veriegelten Geldbrief.

Nachdenklich betrachtete Lu die Aufschrift, via Bremen—Galveston. Wie bedeutungsvoll waren die paar Buchstaben für ihr ganzes Schicksal gewesen!

Herr Römer legte auch die anderen Briefe von verschiedenem Format und Volumen auf den Tisch.

„Da, young lady! Ihre ganze Familie scheint ja aus dem Häuschen zu sein! Und ich soll Sie sofort mit dem nächsten Dampfer nach Hause befördern.“

„Na, das brauchen Sie nun nicht,“ meinte Lu ein wenig ärgerlich. „Ich gehe schon von allein, und zwar habe ich mir das Geld zur Überfahrt selbst verdient.“

„So, so! Solch eine selbständige smarte Lady sind Sie, und dabei sieht Ihre Familie das ganze Konsulat in Alarm! Kennen die Sie denn so schlecht?“

„Ich war nicht immer so smart!“

„So, so! Also was gelernt hier drüben?“

„Eine Menge!“

„Warum bleiben Sie denn nicht hier?“

„Wissen Sie, Herr Konsul, ich habe soviel Bluff zu sehen und zu hören getriegt, daß mir noch ganz schlecht

davon ist. Ich muß mich mal wieder in der Heimatluft erholen!“

„Sie haben nicht so unrecht; es ist ein großes Bluffland. Aber wären Sie erst länger hier, so würden Sie einsehen, daß es sich doch darin leben läßt.“

„Ich glaub's beinahe selbst. In der letzten Zeit gefällt es mir schon wesentlich besser.“

Herr Römer schmunzelte.

„Wissen Sie was, Fräulein von Wersten, heiraten Sie einen Texaner und tragen Sie auf diese Weise dazu bei, Texas zu germanisieren.“

Sie lächelte ein wenig verlegen.

„Die Amerikaner sind viel zu kluge businessmen, um mich zu nehmen. Ich hab' ja nichts!“

„Na, na!“

„Wann geht denn der nächste Dampfer von Galveston nach Bremen?“ fragte Lu etwas unvermittelt.

„In vierzehn Tagen.“

„Ja, dann werde ich wohl mit dem reisen müssen. Hier bin ich nicht mehr nötig, und das Reisegeld habe ich mir verdient.“

Sie seufzte ein wenig.

„Weil, so ganz leicht scheint Ihnen der Abschied vom dem Bluffland doch nicht zu werden!“

Der Konsul erhob sich lachend.

„Ich will Sie nun nicht länger aufhalten, Fräulein von Wersten. Sie werden die vielen Briefe von Ihren Anverwandten lesen wollen, und ich habe noch Geschäfte in der Stadt. — Es hat mich sehr gefreut, daß ich Sie nicht in so schlimmer Lage fand, wie ich befürchtete.“

Lu schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Ich danke Ihnen vielmals für all die Mühe, die Sie sich meinerwegen gemacht haben, Herr Konsul!“

„Neben Sie nicht davon! Es war ja meine Pflicht. Also good-bye und eine gute Überfahrt und hoffentlich auf Wiedersehen im Bluffland!“

„Wie sollte ich wohl wieder herüberkommen!“

MS. A. 9. 2. 11. 11. 11.

„Well, das kann man nie wissen! Also nochmals good-bye!“

Er lächelte behaglich vor sich hin, als Lu ihn durch den Park zum Tor geleitete.

Noch einmal drehte er sich um, schwenkte den Hut und rief: „Auf Wiedersehen!“

Lachend schüttelte sie den Kopf.

Dann ging sie zu ihren Briefen.

Sie schrieben alle, Onkel und Tante, Onkel Groeben, Tante von Bredow, Vetter Hanns, Cousine Elise und alle anderen Verwandten. Empört waren sie alle über Stowers, voll Angst um Lus Ergehen; beschworen sie alle, so bald wie möglich nach Hause zurückzukehren. Wie viel Liebe und Sorge sprachen aus diesen Briefen! Und sie hatte eine Zeitlang an allem gezweifelt! Sie mußte ja krank gewesen sein in jener furchtbaren Zeit; keiner ruhigen Überlegung mehr fähig! — Aber auch von Vorwürfen und guten Ratsschlägen wimmelten die Briefe. Onkel Werfien schrieb, sie sei hoffentlich kuriert von der Reiserut, solle im Lande bleiben und sich redlich nähren. Tante Werfien wurde fromm und hoffte, Lu würde sich ihre bitteren Erfahrungen zur Lehre dienen lassen und immer hübsch brav und gehorsam sein.

Sie mußte doch ein wenig lächeln bei der Lektüre. Eine gute Lehre war diese harte Zeit allerdings für sie gewesen, aber doch in anderem Sinne, als Onkel und Tante dachten. Ein ganzer Kerl war sie geworden hier drüben, ein nützlicher Mensch! Würde sie wohl wieder in die engen Potsdamer Verhältnisse hineinpassen? Das schien ihr nicht sehr wahrscheinlich. Sie hatte auch gar keine Lust mehr, untätig zu Hause herumzulungern. Nun, das würde sich ja alles finden! Sie würde schon ihren Weg machen, hier wie dort! —

Die alte Mistreß Westek wurde ganz traurig, als sie ihr sagte, daß in vierzehn Tagen ihr Dampfer abginge.

„Ich würde Sie am liebsten immer hier behalten, Miß Lu,“ sagte sie herzlich. „Nicht als Pflegerin, sondern

als mein liebes Töchterchen. Jetzt freue ich mich ja erst an Ihrer Gesellschaft!“

Lu küßte ihre arbeitsstarke Hand.

„Mir tut's auch leid, fort zu müssen, liebe Mistreß Westek; aber es geht nun einmal nicht anders!“

„Meinen Sie wirklich nicht?“

Lu schüttelte nur stumm den Kopf.

Die alte Dame seufzte tief auf. —

Nur zu rasch verging die kurze Zeit bis zu Lus Abreise.

Erst jetzt lernte sie die guten Seiten des amerikanischen Lebens kennen, nun sie in einem reichen, angesehenen Hause lebte. Sie machte Ausfahrten mit Mistreß Westek im bequemen Automobil durch die ganze Umgegend; ritt mit Harry Westek aus, ließ sich von ihm in Theater und feine Hotels führen und überhaupt auf jede Weise verwöhnen. Auch die Freiheit, die ein junges Mädchen in Amerika genoss, würde sie bitter vermissen in Potsdam. Nein, Amerika hatte entschieden seine guten Seiten — für Leute, die Geld hatten! —

Und endlich war die Abschiedsstunde gekommen. Es war der alten Mistreß Westek sehr schwer geworden, Lu ziehen zu lassen. Sie hatte das junge fröhliche Mädel wirklich lieb gewonnen. Lange blühte sie von der Veranda aus dem Auto nach, in dem Harry Lu zur Bahn brachte. Es hätte alles so anders sein können! —

Mister Westek hatte Lu in einem bequemen reservierten Abteil eines Pullman-Wagens untergebracht und war nun im Begriff, sich von ihr zu verabschieden. Es wurde ihnen beiden nicht leicht, sich zu trennen, und ungeduldig sah sich der Zugführer nach ihnen um.

„Lu,“ sagte Harry Westek jetzt leise, „wenn ich nach Deutschland komme, darf ich Sie dann besuchen?“

„Ja, bitte — Harry!“

Er küßte ihre kleine Hand mit mühsam unterdrückter Zärtlichkeit.

„All a-board!“ brüllte der Schaffner.

Eilig kletterte Lu in ihren Wagen, während der Zug

BRITISH

sich schon langsam in Bewegung setzte. Aber noch einmal beugte sie sich aus der Tür.

„Kommen Sie recht, recht bald nach Deutschland!“

„Alright!“ rief er mit frohem Lachen.

„Auf Wiedersehen, little Saurkraut!“

„Auf Wiedersehen, old Yankee!“

Raggys Fahrt nach Südwest

Roman von

Lene Haase

Preis: gebettet M. 5.—; gebunden M. 6.50

Urteile der Presse:

Hamburger Nachrichten: Der Roman „Raggys Fahrt nach Südwest“ ist mitten aus dem Leben gegriffen, fortziehend erzählt und voll der köstlichsten und schärfsten Beobachtungen. Er spielt in der südwestafrikanischen Kolonie, an Bord der großen Ozeandampfer, die den Verkehr zwischen Afrika und Europa vermitteln, und vorübergehend auch in dem alten Erbteil selbst. (Folgt ausführliche Inhaltsangabe.) Wir schließen das Buch mit dem Bewußtsein, in anregender Form viel gelernt und dazu noch eine nie zu verschmähende gute Dosis Humor eingenommen zu haben. Lene Haase wird sich durch diesen Roman viele Freunde gewinnen.

Bölnische Zeitung: . . . jungen Mädchen, die hinaus wollen, lege man das Werk als Waffe in ihren Blechkoffer neben den Revolver, den sie auch nötig haben. Raggys freilich ist eine besondere Natur, die kommt schon mit dem „Schambo“ aus. Das Buch, in dem unzählige anziehende und abstoßende, mannigfaltige Typen an uns vorüberziehen, hat außer der hoch zu schätzenden satirischen Eigenschaft die andere, daß die Verfasserin ein tiefes Verständnis für die wilde, launenhafte Natur des Sottentotenslandes, ihre grobhartigen Erscheinungen und das Kolonistenleben zeigt, das sich darin abspielt.

Die Post: Ein überaus frisch, glänzend, packend geschriebenes Buch. Wir wollen uns mit dem Problem der Selbin an dieser Stelle nicht weiter auseinandersetzen. Darüber mag es Meinungsverschiedenheiten geben, aber die Schilderung unserer Kolonie Südwest-Afrika, das Leben und Treiben auf einem Wärmann-Dampfer, die verschiedenartigsten Stände und Klassen in Überflucht, auf der Farm, auf einsamer Militärstation, die sind mit einer Naturtreue, mit einer selbstverständlichen Sicherheit mit wenigen Strichen skizziert, daß man von einer Meisterschaft sprechen darf. Wegen der Schilderung von Land und Leuten, wegen der Gestalt, die im Mittelpunkt der Erzählung steht, ist das Buch etwas ganz Neues in unserer Literatur und verdient die weiteste Verbreitung.

Koloniale Zeitschrift: Lene Haase, die jahrelang in Südwest gelebt und gewirkt hat, kann nur bedingt in Parallele zu dem englischen und französischen Kolonialdichter (Kipling und Pierre

